

HEYNE <

DAS BUCH

Lancashire, Juni 1920. Walter Teller ist verschwunden. Eigentlich sollte er zur Behandlung seiner Lähmungserscheinungen in der Belvedere-Klinik liegen. Doch plötzlich stand er auf, zog sich an und verließ ohne jede Hilfe das Gebäude. Weder kann sich jemand seine plötzliche Genesung erklären, noch wo er sich nun befindet. Inspektor Rutledge und der Scotland Yard stehen vor einem Rätsel. Wissen die Angehörigen des Vermissten mehr, als sie zugeben möchten? Welches dunkle Geheimnis verbirgt die Familie Teller?

»Todds Charaktere sind eindringlich, fesselnd und psychologisch glaubwürdig.« *Tobias Gohlis, Die Zeit*

DER AUTOR

Hinter dem Pseudonym Charles Todd stecken Charles und Caroline Todd. Das schreibende Mutter/Sohn-Team lebt an der Ostküste Amerikas, hat jedoch durch viele Reisen und die Liebe zur genauen historischen Recherche auf der britischen Insel eine zweite Heimat gefunden. Sie erhielten eine Vielzahl bedeutender literarischer Preise und Auszeichnungen.

www.charlestodd.com

LIEFERBARE TITEL

Inspektor Rutledge: *Die zweite Stimme, Flügel aus Feuer, Auf dünnem Eis, Stumme Geister, Kalte Hölle, Zeit der Raben, Schwarze Spiegel, Der Schatten des Teufels, Eine Frage der Gerechtigkeit*

Einzeltitel: *Kalt wie Stein*

CHARLES TODD

DIE
ROTE TÜR

Ein Inspektor-Rutledge-Roman

Aus dem Englischen von
Christine Naegele

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE RED DOOR erschien 2010 bei William Morrow, einem Imprint von HarperCollins Publishers LLC., New York.

Vollständige deutsche Erstausgabe 12/2012
Copyright © 2010 by Charles Todd
Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Heiko Arntz
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung eines Motivs von © Thinkstock
Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten
ISBN: 978-3-641-59409-1

www.heyne.de

Für Tony

*Wir haben nie am Stierlauf in Pamplona teilgenommen,
wir standen nicht im Licht der Öffentlichkeit,
unsere Namen tauchen in keinem Vorspann auf,
auch haben wir nicht die Lösung für die großen Probleme
des Universums gefunden, aber bei Gott, wir haben uns mit
Begeisterung die Köpfe heißgeredet über alles,
was das Leben zu bieten hatte ...*

Gott segne die Schmetterlinge.

William Granger Teachey
15. Mai 1930 – 25. Juli 2008

I.

*November 1918,
Hobson, Lancashire*

Sie stand vor dem hohen Drehspiegel, den Peter ihr damals zum zweiten Hochzeitstag geschenkt hatte, und betrachtete sich mit kritischem Blick. Ihr einst helles, fast strohblondes Haar war stumpf und fahl geworden, und ihr Gesicht hatte während der Kriegsjahre vom Arbeiten im Gemüsegarten Fältchen bekommen, obwohl sie immer Hut und Handschuhe getragen hatte. Ihre Haut, einst seidig glatt – wie er ihr oft bestätigt hatte – war etwas schlaffer geworden, und obwohl ihre Augen noch immer strahlend blau waren, starrten sie ihr aus dem Spiegel entgegen, als gehörten sie einer anderen, älteren Frau.

Vier Jahre – bin ich in vier Jahren wirklich so gealtert?, fragte sie sich.

Seufzend fand sie sich damit ab, dass ihr vierundvierzigster Geburtstag hinter ihr lag. Aber sicher würde auch er gealtert sein. Vermutlich sogar mehr als sie – ein Krieg war kein Picknick am Strand.

Aber auch dieser Gedanke machte es nicht besser. Sie wollte Freude und Überraschung in seinem Gesicht sehen, wenn er endlich nach Hause kam. Endlich war dieser Krieg vorbei – in der elften Stunde des elften Tages des elften Monats. Gestern. Jetzt würde es nicht mehr lange dauern, bis er über den Hügel käme und den Weg zum Haus einschlagen würde.

Bestimmt würden sie die Männer, die in Frankreich waren,

schnell nach Hause schicken. Es waren vier lange, unerträglich einsame Jahre gewesen. Selbst das Militär konnte den Familien doch nicht zumuten, länger als einen Monat oder höchstens sechs Wochen zu warten. Es war ja nicht so, als ob die Alliierten Deutschland besetzen müssten. Schließlich handelte es sich um einen Waffenstillstand, nicht um Kapitulation. Und die Deutschen würden sich genauso sehr nach zu Hause sehnen wie die britischen Soldaten.

Mein Gott, und Peter war mehrere Jahre jünger als sie – obwohl sie das nie zugegeben hatte und von Anfang an ohne alle Gewissensbisse wegen ihres Alters gelogen hatte. Was hatte ein Mann um die Mitte dreißig als Soldat in Frankreich zu suchen? Allerdings war er schließlich Berufssoldat und seine Arbeit war es nun einmal zu kämpfen, und zwar in jedem Winkel des Empire. Frankreich war ja beinahe nebenan; er brauchte nur den Kanal zu überqueren, und schon war er in Dover.

Sie war nie mitgegangen, egal wohin er versetzt worden war – Afrika, China, Indien –, an gottverlassene Orte, an deren Namen sie sich kaum erinnerte, und deshalb hatte er ihr eine Weltkarte gekauft und im Wohnzimmer aufgehängt, so dass sie die Länder immer vor Augen hatte. Stecknadeln markierten all die Orte, wo er gewesen war. Dadurch hatte sie sich ihm näher gefühlt. Einmal war er an Malaria erkrankt und wäre fast gestorben. In dem Jahr konnte er im Urlaub nicht nach Hause kommen. Das war der schreckliche Winter gewesen, in dem Timmy gestorben war. Sie war ganz allein gewesen und musste ohne seine Hilfe mit allem fertigwerden. Sie hatte befürchtet, auch Peter zu verlieren, denn sie war sich ziemlich sicher, dass Gott ihr zürnte. Doch Peter hatte überlebt, und ihre Einsamkeit war noch schlimmer gewesen als vorher, denn jetzt gab es im Haus niemanden mehr, mit dem sie reden konnte, außer Jake.

Von Zeit zu Zeit hatte er ihr kleine Geschenke geschickt: einen Fächer aus Sandelholz aus Hongkong, Seidentücher aus Benares, Kaschmirschals aus Kaschmir. Auch aus Neuseeland einen herrlichen Schal, weich und warm wie eine Decke aus walisischer Wolle. Spitzenkopfkissen aus Goa, aus Madeira eine Schale, bemalt mit Blumen in leuchtenden Farben. Kleine Aufmerksamkeiten. Und aus Burma hatte er ihr den Ring mit dem kleinen, aber makellosen Rubin mitgebracht.

Als er nach Timmys Tod auf Urlaub gekommen war, hatte sie ihn darum gebeten, sie bei seiner nächsten Versetzung mitzunehmen. Doch er hatte sie zärtlich an sich gedrückt und ihr erklärt, dass weiße Frauen die Hitze in Afrika nicht überleben würden und er eher seine Offizierslaufbahn aufgeben würde, als zu riskieren, sie zu verlieren. Dafür hatte sie ihn noch mehr geliebt, doch wenn er sie gebeten hätte, mitzukommen, hätte sie es gewagt.

Sie hatte ein neues Kleid, das sie erst anziehen wollte, wenn er da wäre. Außerdem wusch sie jetzt ihr Haar jeden Tag mit guter Seife und tat etwas von dem kostbaren, knappen Zitronensaft ins Spülwasser, den sie eigens für diesen Zweck aufgespart hatte. Sie stellte auch fest, dass etwas Rouge nicht schaden würde, nur ganz wenig, damit er die neuen Fältchen nicht bemerkte und stattdessen dachte, wie blühend sie doch aussah.

Sie hatte seine Briefe immer und immer wieder gelesen, bis sie so abgenutzt waren wie ihre Hände, sie kannte sie inzwischen alle auswendig. Sie lagen in einem Kästchen aus Rosenholz neben ihrem Lieblingssessel, wo sie sie berühren und seine Nähe spüren konnte.

Ihr kam der Gedanke, dass sie etwas tun sollte – etwas so Außergewöhnliches, dass er sich für immer an den Tag er-

innern würde, an dem er durch die Tür getreten und heimgekommen war. Etwas, das ihn von ihr und den Veränderungen ablenkte, die er sofort an ihr bemerken würde.

Dann hatte sie einen anderen Gedanken. Es waren immer weniger Briefe gekommen, und die Zeitspannen zwischen ihnen waren immer länger geworden. Und dieses Jahr war nur ein einziger Brief gekommen. Hatte er etwas vor ihr zu verbergen? Sie hatte befürchtet, eines Tages die Nachricht von seinem Tod zu erhalten, obwohl er den größten Teil des Krieges hinter der Front im Hauptquartier in Sicherheit gewesen war. Doch es gab jeden Tag Verwundete. Trotzdem, wenn ihm etwas Schlimmes passiert wäre, hätte er sie doch sicher gleich benachrichtigt – oder falls er nicht schreiben konnte, hätte er eine Krankenschwester gebeten, es für ihn zu tun. Er hätte keine Geheimnisse vor ihr. Niemals. Sie waren immer sehr offen und ehrlich miteinander gewesen, bis in die kleinsten Einzelheiten. Na ja – bis auf die Sache mit dem Altersunterschied! Er hatte immer großes Glück gehabt – er hatte ihr von der Tigerjagd erzählt, die schlimm hätte ausgehen können, und von dem Warzenschwein in Afrika, das ihn beinahe erwischt hätte; von dem Sturm mitten im Atlantik, dem sein Truppentransporter fast zum Opfer gefallen wäre, schließlich von dem Vulkanausbruch auf Java, als er versuchte, die Eingeborenen in Sicherheit zu bringen.

Aber selbst das größte Glück kann einen irgendwann verlassen – oder nicht?

Seinen letzten Brief hatte er im Frühsommer geschrieben. Er hatte davon gesprochen, wie begeistert die Briten waren, dass die Amerikaner nach den vielen Wochen Ausbildung endlich an ihrer Seite in die Kämpfe eingreifen würden. Er hatte geschrieben, dass sie bald anfangen könnten, die Scherben zusammenzufügen. »Die Deutschen werden sich nicht

mehr lange halten können, jetzt, wo die Yankees hier sind. Deshalb mach Dir keine Sorgen, mein liebes Herz. Ich bin bis hierher gekommen, also komme ich auch bis nach Hause. Du wirst schon sehen!«

Aber wäre es nicht dennoch denkbar, dass ...?

Sie verscheuchte den Gedanken, noch ehe sie ihn zu Ende gedacht hatte. Wenn ihm etwas passiert wäre, hätte sie es erfahren.

Stattdessen versuchte sie sich etwas auszudenken, wie sie ihn gebührend willkommen heißen konnte, wie sie ihre Liebe und ihre Hoffnung ausdrücken könnte und ihre Dankbarkeit dafür, dass er endlich gesund und munter wieder da war.

Sie sah sich in dem kleinen Schlafzimmer um, sah die Vorhänge, die immer frisch gewaschen und gebügelt aussahen, den Teppich mit dem Blumenmuster und die dazu passende Bettdecke. Nein, hier würde sie nichts verändern. Das Zimmer sollte so bleiben, wie er es in Erinnerung hatte. Sie ging nach unten und versuchte, jedes Zimmer mit neuen Augen zu betrachten, wie Peter es vielleicht sehen würde. Sie hatte weder Zeit noch Geld, etwas Neues zu kaufen, und außerdem – wie oft hatte Peter gesagt, er fühle sich in seiner vertrauten Umgebung am wohlsten, weil sie ihm ein Gefühl der Sicherheit gab und das Bewusstsein, zu Hause zu sein.

Sie ging hinaus zum Gartentor und überlegte, ob sie hier etwas anbringen konnte, vielleicht ein Spruchband oder einen Wimpel. Keine Fahnen, nein, Fahnen hatten ihn in den Krieg begleitet. Und Blumen auch nicht – um diese Jahreszeit gab es keine mehr.

Sie drehte sich um und sah zum Haus. Ordentlich und weiß stand es da und barg all ihr Glück außer Timmy. Es gab nichts, wofür sie es eingetauscht hätte.

Und dann wusste sie, was sie tun würde. Es kam so plötzlich und mit einer Klarheit, dass sie sich wunderte, nicht schon früher daran gedacht zu haben.

Am nächsten Morgen ging sie ins Dorf und kaufte einen Topf Farbe, mit dem sie freudestrahlend nach Hause kam.

Am Nachmittag, als die Sonne hinter den Wolken herauskam und eine kühle Brise daran erinnerte, dass es Herbst war, strich sie die verblichene graue Tür in einem herrlichen, kräftigen Rot.

2.

Essex,
Ende Mai 1920

Über dem Rasen hingen Ketten japanischer Lampions, dazwischen flatterten Luftschlangen im Abendwind. Die Lampions waren im Zwielflicht des lauen Frühlingsabends eigentlich gar nicht nötig gewesen, aber als es auf elf Uhr zuging, wirkten sie doch sehr hübsch. Sie spiegelten sich im Bach wider, der am unteren Ende des leicht abfallenden Rasens vorbeifloss, und ihr Rot, Gold und Blau, das von den Fensterscheiben reflektiert wurde, verliehen der Fassade des alten Hauses ein märchenhaftes Aussehen.

Die meisten Gäste waren inzwischen gegangen und hatten die übliche Unordnung nach einer Party zurückgelassen. An den Enden der drei Tische waren die Teller aufgestapelt, die Dora morgen mitnehmen würde, ebenso wie das Häufchen Tischwäsche, das wie ein kleiner Eisberg auf dem Rasen lag.

Ich müsste das wegräumen, dachte Walter Teller, *ehe es feucht wird und alles aufweicht*. Aber er blieb stehen, wo er war, und sah zum Haus, den Rücken dem Bach und der Dunkelheit zugewandt.

»Jetzt Gedanken lesen können«, sagte sein Bruder.

Walter hatte ganz vergessen, dass er auch da war. Peter hatte zwei Stühle gegeneinander aufgestellt, um sein verwundetes Bein hochzulegen und ganz still zu sitzen, wie er es oft tat, wenn er starke Schmerzen hatte. Walter drehte sich um. »Pardon?«

»Du warst so weit weg«, sagte Peter und klopfte leise mit seinem Stock an das Stuhlbein.

»Geburtstage erinnern einen daran, dass man wieder ein Jahr älter geworden ist«, log Walter.

»Ist von dem Whisky noch etwas da? Mein Bein wird wieder mal von wütenden Teufeln malträtiiert.«

»Ich denke schon.« Walter ging zum Tisch mit den Getränken, fand noch ein sauberes Glas und goss einen Whisky ein.

»Danke.« Mit einem Zug stürzte Peter die Hälfte davon hinunter.

»Du solltest vorsichtig damit sein«, sagte Walter ruhig, um nicht vorwurfsvoll zu klingen.

»Wie mir von allen Seiten geraten wird. Deshalb warte ich auch damit, bis ich zu Bett gehe. Es hilft mir einzuschlafen.« Er versuchte, sein Bein etwas bequemer auf den Stuhl zu legen. »Ich hätte heute Abend mit Edwin nach London zurückfahren sollen. Aber mir graute davor, stundenlang im Automobil durchgerüttelt zu werden. Ziemlich feige, oder?«, fügte er trocken hinzu.

»Wieso denn? Schließlich sind wir vier hier aufgewachsen. Du, Edwin, Letitia und ich. Dies wird immer unser Zuhause sein.« Aber eigentlich gehörte das Haus jetzt Edwin. Es war sein Erbe als ältester Sohn. Allerdings wohnte er, Walter, hier, weil Edwin London vorzog. Diese Übereinkunft mit seinem Bruder war ihm schon seit zehn Jahren ein Dorn im Fleisch, aber Jenny liebte die Witch Hazel Farm, also schwieg er. Es war ein kleines Opfer, das er für sie brachte.

»Jenny und ich fahren morgen nach London«, fuhr Walter fort. »Ihr könnt mitkommen, du und Susannah, oder ihr könntet noch ein paar Tage hierbleiben.« Er betrachtete seinen Bruder. Das verwundete Bein war irreversibel geschädigt, und zweifellos waren seine Schmerzen echt. Dennoch

hatte er in letzter Zeit manchmal das Gefühl, dass Peters abendlicher Whiskykonsum nicht nur den Schmerz der zersetzten Muskeln und Nerven betäuben sollte. »Alles in Ordnung bei Susannah und dir?«, fragte er wie nebenher.

»Ja, klar«, erwiderte Peter etwas gereizt. »Warum sollte es nicht?«

»Keine Ahnung, mein Lieber. Sie schien mir dieses Wochenende nur etwas still zu sein.«

Peter bemerkte, dass Walter ihn ansah. »Wir haben über eine Adoption gesprochen. Oder vielmehr – sie hat darüber gesprochen. Es ist ziemlich kompliziert.«

Walter wandte den Blick ab. »Ich wollte nicht indiskret sein.«

»Nein.« Um das Thema zu wechseln, fragte Peter: »Freut Harry sich auf die Schule? Er spricht nicht viel darüber.«

»Vermutlich schon. Er weiß, dass seine Mutter dagegen ist, und wahrscheinlich spricht er aus Rücksicht auf sie nicht darüber.«

»Jenny ist eine wunderbare Mutter. Das hat Edwin neulich auch festgestellt.« Peter zögerte. »Aber Harry ist erst sieben. Ich verstehe nicht, warum ihr nicht noch ein Jahr warten könnt.«

Ärgerlich sah Walter ihn an. Im Licht des blauen Lampions, der über ihnen hing, wirkte sein Gesicht fast unheimlich. »Es war Vaters Wunsch. Harry ist der einzige Erbe, und es ist beschlossene Sache, seit er geboren ist. Das weißt du so gut wie ich.«

Peter sagte leise: »Vater ist seit sechs Jahren tot. Warum lässt du dich noch immer von ihm einschüchtern?« Als Walter nicht antwortete, fuhr er fort: »Er hat sich in allem geirrt, das weißt du sehr genau. Für den ältesten Sohn das Land – also Edwin. Aber Edwin ist kein Landwirt. Der nächste

Sohn zum Militär – das bin ich. Und ich habe es gehasst. Der nächste Sohn für die Kirche. Das bist du. Und du hast es auf deiner ersten Pfründe gerade mal ein Jahr ausgehalten. Und wenn ich ehrlich sein soll, dann glaube ich, du hast auch gemerkt, dass du dich nicht dazu eignest, Heiden zu bekehren.«

Damit hatte er den Finger in die Wunde gelegt. Ausgerechnet an diesem Morgen hatte Walter einen Brief von der Alcock-Missionsgesellschaft bekommen, die anfragte, ob er bereit sei, wieder in den Außendienst zurückzukehren. Das und die Sache mit Harry hatten ihm den ganzen Tag zu schaffen gemacht.

Jenny rief vom Haus herüber, was Walter eine Antwort ersparte.

»Ich komme«, rief er, und zu seinem Bruder gewandt sagte er: »Ich blase nur noch die Kerzen aus. Warum gehst du nicht auch zu Bett? Du wirst sowieso anders keine Ruhe finden.«

Peter griff nach seinem Stock und stand mühsam auf. Walter hielt einen der Stühle fest, der beinahe umgefallen wäre. Peter fluchte über seine Ungeschicklichkeit. Schwer auf seinen Stock gestützt ging er über den Rasen zum Haus. Auf halbem Weg drehte er sich um und sagte zu seinem Bruder: »Morgen sieht alles schon wieder ganz anders aus.«

Walter nickte, dann fuhr er fort, die Kerzen in den bunten Lampions mit den Fingern auszudrücken. Beim letzten hielt er inne.

Schade, dachte er, dass man ein Leben nicht ebenso leicht ausdrücken kann wie eine Kerzenflamme.

Konnte ein Mensch aus reiner Willenskraft sterben? Er hatte in Westafrika oft davon gehört, hatte aber nie so recht daran geglaubt.

Jetzt wünschte er, er könnte es.

Seine Schwester Letitia würde es einen himmelschreienden Blödsinn nennen. Schließlich litt er nicht so wie sein Bruder. Keine körperlichen Schmerzen.

Die wären zu ertragen gewesen.

Er wusste nicht, was er tun sollte, und das ließ ihn nicht los.

3.

*London,
Ende Mai 1920*

Ehe er am nächsten Morgen losfuhr, um in Sheffield bei einer Gerichtsverhandlung auszusagen, führte Ian Rutledge seine Schwester Frances in ein neues, angesagtes Restaurant zum Essen aus. Dort trafen sie Freunde, die ebenfalls gerade angekommen waren und an ihren Tisch geführt werden sollten. Sie luden Ian und Frances ein, sich zu ihnen zu setzen, und während Tisch und Stühle neu arrangiert wurden, sorgte Rutledge dafür, dass er den Stuhl am Ende des langen Tisches bekam. Er litt unter Klaustrophobie, seit sein Vorposten 1916 von einer Bombe getroffen und er lebendig begraben worden war. Selbst jetzt, vier Jahre danach, konnte er Zugabteile voller Menschen kaum ertragen, und etwas so Alltägliches wie ein Stuhl in der Ecke, wenn zwischen ihm und der Tür andere Menschen saßen, brachte ihn aus der Fassung. Frances, die von der irrationalen Angst ihres Bruders nichts ahnte, war bereits in eine lebhaftere Unterhaltung verwickelt, und er beobachtete, wie sie mit Maryanne Brownings Cousin flirtete, einem gut aussehenden Mann namens Geoffrey Blake. Sie hatte ihn schon vorher kennengelernt, und während sie Neuigkeiten austauschten, fiel der Name Meredith Channing. Er selbst hatte Mrs. Channing erst vor wenigen Tagen einen Besuch abstatten wollen, um sich bei ihr für einen Gefallen zu bedanken, aber sie war nicht zu Hause gewesen.

Jetzt sagte Blake: »Ich glaube, sie ist in Wales.«

Barbara Westin sah ihn überrascht an. »In Wales? Ich dachte, sie sei nach Norfolk gefahren.«

»War es Norfolk?«, warf jemand am anderen Ende des Tisches ein.

Frances sagte: »Ich glaube, ich habe sie schon seit zwei Wochen nicht mehr gesehen. Vielleicht sogar schon länger ...«

»Besucht sie um diese Jahreszeit nicht immer ihren Schwager?«, fragte Ellen Tyler.

»Ihren Schwager?«, wiederholte Rutledge.

»Ja, ich glaube, der lebt irgendwo im Norden«, erwiderte Ellen. »Er ist nach dem Krieg wieder nach Inverness zurückgegangen. Er hatte sich so weit erholt, dass er reisen konnte.«

»Eine Rückenverletzung«, sagte Alfred Westin. »Sein Schiff wurde torpediert, und er hat sich zwei Tage lang an ein Rettungsboot geklammert, ehe sie gerettet wurden. Ein tapferer Kerl, und ein zäher Typ. War sieben Monate im Krankenhaus. Kann aber jetzt wieder laufen, habe ich gehört, wenn auch mit zwei Stöcken. Er war im Frühjahr hier, zum Gedenkkonzert.

Rutledge erinnerte sich: Eines Abends im Frühjahr war er Meredith Channing begegnet, als sie versuchte, ein Taxi zu bekommen, als es gerade anfang zu schütten. Er hatte angehalten und sie mitgenommen. Sie hatte etwas von einem Konzert gesagt, das in St. Martin-in-the-Fields stattfinden sollte.

»Es wundert mich, dass sie ihn noch nicht geheiratet hat«, sagte Ellen Tyler. »Ich meine, ihren Schwager. Er liebt sie doch schon lange.«

»Da wir gerade beim Thema sind, habt ihr Constance Turners Verlobungsanzeige in der *Times* gesehen? Ich freue mich für sie. Sie verdient es, wieder glücklich zu sein.« Bar-

bara lachte. »Aber sollte man es für möglich halten – wieder mit einem Flieger.«

Rutledge hatte Constance Turners Mann gekannt. Medford Turner war 1916 an seinen Brandverletzungen gestorben, nachdem er an der Front abgestürzt war. Französische Artilleristen hatten ihr Leben riskiert, als sie ihn aus dem brennenden Flugzeug holten. Rutledge hatte den Nahkampf beobachtet, ehe beide Flugzeuge verschwanden. Er hatte damals nicht gewusst, dass es Turner war, er hatte nur bemerkt, dass der englische Pilot ein bemerkenswertes Geschick gezeigt hatte.

Der Kellner nahm ihre Bestellungen auf, und das Gespräch wandte sich anderen Dingen zu.

Hamish, wachsam wie immer, sagte zu Rutledge: »Es ist sehr weit bis Inverness.« Die tiefe Stimme mit dem schottischen Dialekt war für andere unhörbar – ein Überbleibsel aus der grausamen Schlacht an der Somme im Juli 1916, das Resultat von Schützengrabenneurose und Schuldgefühlen. Im Krankenhaus hatte Dr. Fleming diese Stimme als den Preis bezeichnet, den er für sein Überleben bezahlt hatte, doch für Rutledge war es eine kaum zu ertragende Qual gewesen.

Rutledge geriet ins Grübeln. Inverness konnte genauso gut am anderen Ende der Welt sein. Seit Ende des Krieges hatte er es sorgfältig vermieden, nach Schottland zu reisen. Und Hamish wusste, warum. Die einzige Reise dorthin, die er beruflich hatte unternehmen müssen, war zur Katastrophe geworden. Sie hätte ihn fast das Leben gekostet.

In diesem Moment wandte Frances sich mit einer Frage an ihren Bruder und holte ihn in die Gegenwart zurück. Später, als er sie vor dem Haus abgesetzt hatte, das einmal ihr Elternhaus gewesen war, und zu seiner eigenen Wohnung fuhr, hin-

gen ihm die Bemerkungen noch nach, die bei Tisch gemacht worden waren: *Besucht sie um diese Jahreszeit nicht immer ihren Schwager? Es wundert mich, dass sie ihn noch nicht geheiratet hat. Er liebt sie doch schon lange.*

Meredith Channing hatte niemals über ihre Familie oder ihre Vergangenheit gesprochen – zumindest nicht mit ihm. Und er hatte es vermieden, anderen Fragen zu stellen, die sein Unwissen oder sein Interesse verraten hätten. Sie war sehr zurückhaltend und strahlte eine Ruhe und Gelassenheit aus, die bei einem so jungen Menschen fast unnatürlich war. Rutledge vermutete, dass es damit zu tun hatte, was sie im Krieg gesehen und erlebt hatte. Es wäre ihr bestimmt sehr unangenehm gewesen, wenn sie gewusst hätte, dass man sich in Abendgesellschaften über sie unterhielt.

Hamish meldete sich zu Wort: »Sie zeigt nie Gefühle.«

War das der Grund? Irgendetwas musste sie sehr verletzt haben. Oder jemandem. Der Verlust ihres Mannes?

*Es wundert mich, dass sie ihn noch nicht geheiratet hat ...
Er liebt sie doch schon lange.*

4.

Nach dem Wochenende hatte Walter Teller Peter und dessen Frau Susannah vor ihrem Haus in der Bolingbroke Street abgesetzt und war dann zu seiner Bank gefahren. Er erledigte seine Geschäfte und veranlasste, dass das Schulgeld für seinen Sohn jeweils bei Fälligkeit überwiesen wurde. Dann verließ er die Bank und ging zielstrebig zu seinem Automobil zurück, in Gedanken schon bei seinen weiteren Plänen für den heutigen Tag.

Als er alles erledigt hatte und wieder auf der Heimfahrt war, hatte er gerade den Stadtrand von London erreicht, als er merkte, wie sein Körper ihm Streiche zu spielen begann. Schweiß brach ihm aus, und sein Gesichtsfeld verengte sich immer mehr, sodass er Mühe hatte, die Straße vor sich zu erkennen. Seine Glieder waren plötzlich bleischwer und gehorchten ihm nur langsam und mit größter Anstrengung.

Was zum Teufel ist los mit mir?

Einen solchen Schwächeanfall hatte er noch nie gehabt.

Sterbe ich?

Er war drauf und dran, an den Straßenrand zu fahren, doch dann entschied er sich dagegen.

Wenn ich sterben muss, dann soll es zu Hause sein. Nicht hier, mitten auf der Straße. Ich habe bisher alles überstanden – Malaria, Ruhr, Parasiten. Ich schaffe es auch noch bis Essex.

Er fuhr mit äußerster Konzentration, seine Hände umklammerten das Lenkrad, und er zwang die Muskeln, seinem

eisernen Willen zu gehorchen. Er zählte die Meilen. *Warum ist Jenny nicht hier, wo sie eigentlich sein sollte? Sie müsste fahren, verdammt noch mal.* Aber es hatte gestern Abend noch eine Auseinandersetzung gegeben, wegen der Sache mit Harrys Internat. Heute Morgen war sie nicht ansprechbar gewesen, und er wusste, es hatte keinen Zweck zu versuchen, sie zu der Fahrt nach London zu überreden.

Dort war der Wegweiser nach Repton. Die Farm war hinter der nächsten Biegung.

»Ich bin nicht gestorben«, sagte er zu sich selbst, und seine Stimme kam ihm sehr laut vor. »Bis hierher habe ich es geschafft.« Aber er hätte nicht sagen können, wie er von London hierher gekommen war.

Harry. Um dich geht es ja gar nicht, es geht um Harry. Ihm ist etwas passiert ...

Der Wagen bog wie von selbst in die Einfahrt, und als das Haus in Sicht kam, hupte er immer und immer wieder. »Jenny«, rief er, »Jenny, um Gottes willen, komm und hilf mir!«

Ihm gelang es gerade noch, die Bremse anzuziehen und den Wagen vor dem Haus zum Stehen zu bringen. Aber seine Hände schafften es nicht mehr, die Tür zu öffnen, er konnte die Füße nicht von den Pedalen heben. Die Angst umklammerte ihn wie ein Schraubstock, und er konnte nichts für Harry tun, er konnte seinen Sohn nicht retten.

Seine Frau kam aus dem Haus gerannt.

»Walter? Was ist los? Was ist passiert?«, rief Jenny ängstlich, als sie sein fahles, schweißnasses Gesicht und seine zitternden Hände sah.

»Harry ist etwas passiert.«

»Harry ist in Monmouthshire, bei den Montleighs ...«

»Ich weiß ... ich weiß. Ruf sie an. Gebe Gott, dass es noch

nicht zu spät ist. Sag ihnen, wir werden so bald wie möglich dort sein.«

Aber wie sollte er nach Monmouthshire fahren? Er musste und würde eine Möglichkeit finden.

Sie rannte ins Haus zurück, und er saß da, die Fäuste geballt und mit geschlossenen Augen, und strengte sich an, das Telefongespräch im Haus zu hören. Er fürchtete, bereits tot zu sein, ehe sie ihm die Antwort brachte.

Dort kam sie – sie rannte auf ihn zu. Er versuchte, in ihrem Gesicht zu lesen.

»Es ist alles in Ordnung, Walter, es geht ihm gut!« Mollie, die Haushälterin, war ebenfalls herausgekommen und wischte sich die Hände an der Schürze ab. »Ich habe Dr. Fielding angerufen, er ist schon auf dem Weg. Können Sie aussteigen? Walter, was ist los?«

Erschöpft saß er da, unfähig, sich zu bewegen. Jetzt konnte er sterben. Alles war gut. Wenn das von ihm erwartet wurde, sollte es ihm recht sein.

5.

*London,
Anfang Juni 1920*

Nachdem er einige Tage bei der Gerichtsverhandlung in Sheffield verbracht und seine Aussagen gemacht hatte, war Ian Rutledge nach Scotland Yard zurückgekehrt, wo er Superintendent Bowles mit Sodbrennen und Kopfschmerzen antraf. Er blickte Rutledge finster an und bellte: »Sie kommen spät.«

»Wir hatten ein schweres Gewitter im Norden. Es gab umgestürzte Bäume. Teile der Straße sind weggeschwemmt.«

»Wenn Sie den Zug genommen hätten wie alle anderen, wären Sie rechtzeitig zurück gewesen.«

»Der Zug hatte ebenfalls Verspätung.«

»Und woher wollen Sie das wissen?«

»Als ich hereinkam, hörte ich, wie Sergeant Gibson jemandem sagte, dass es mit den Bahnlinien nach Norden ebenfalls Probleme gegeben habe.«

»Und – was ist in Sheffield herausgekommen? Spannen Sie mich gefälligst nicht auf die Folter«, sagte Bowles ungeduldig.

»Die Geschworenen haben nicht lange gefackelt. Tuttle kommt für den Rest seines Lebens hinter Gitter.«

»Ich dachte, die Anklage wollte ihn hängen sehen.«

»Die Geschworenen waren nicht dafür.«

»Verdammte Landeier. Wenn es je einen Fall für den Strang gab, dann war es dieser. In London wäre es anders gekommen.«

Rutledge antwortete nicht. Er hatte der Jury zugestimmt. Es war, wie man es in Frankreich nannte, ein Verbrechen aus Leidenschaft gewesen, ein überwältigender Schmerz, der mit dem Tod von Tuttlers kranker Frau endete. Ob es geplant oder unbeabsichtigt war – das wusste Gott allein. Der Tod durch den Strang wäre in Tuttlers Fall in vielerlei Hinsicht ein Fehlurteil gewesen.

Bowles zog seine Uhr heraus und ließ den Deckel aufspringen. »Gut, dass Sie zurück sind. In Brixton gibt es Schwierigkeiten, und wir sind im Moment knapp besetzt. Clarke ist in Wales, und Mickelson habe ich gerade nach Hampshire geschickt.« Er wartete auf Rutledges Einwände. Zufrieden, dass keine kamen, fuhr er fort. »Vier Straßenhändler, die sich mit ein paar Iren geprügelt haben, darum muss sich jemand kümmern. Zwei sind im Krankenhaus, und einer davon könnte morgen früh tot sein. Und ausgerechnet der ist der Schwager des Constables, der dazwischengegangen ist. Wenn der Mann stirbt, wird es große Probleme und böses Blut geben.«

Also war Rutledge nach Brixton gefahren und hatte erfahren, dass die Männer sich geprügelt hatten, weil sie arbeitslos waren und sich in einer Gasse hinter dem Queen's Head mit irgendwelchen Glücksspielen die Zeit vertrieben hatten. Als die eine Seite der anderen vorwarf, sie würden falschspielen, hatten die Männer sich, volltrunken wie sie waren, die Nasen blutig geschlagen. Der Mann, der nach den Worten seiner hysterischen Frau an der Schwelle des Todes stand, war nur vorübergehend bewusstlos, würde aber bald wieder zu sich kommen. Und die Iren standen genauso belämmert da wie ihre englischen Gegner. Eine Nacht im Gefängnis würde sie ausnüchtern, sodass der diensthabende Constable sie am Morgen mit einer Verwarnung nach Hause schicken konnte.

Sie hatten Rutledge, als er sie verhörte, auch versichert, dass sie eigentlich die besten Freunde seien, trotz des kleinen Missverständnisses beim Würfeln. Sie schworen bei den Gräbern ihrer Mütter, es würde nicht wieder vorkommen. Rutledge erinnerte sie daran, dass einer von ihnen im Krankenhaus gelandet sei, und dass sie mit einer Anklage rechnen müssten, falls er bleibende Schäden davontrüge.

Die besorgten Iren versprachen, ein Ave Maria für seine baldige Genesung zu beten, und die Engländer, die sich nicht lumpen lassen wollten, beschlossen, die Krankenhauskosten für ihn zu übernehmen.

Rutledge sprach mit dem diensthabenden Constable und schlug vor, die Raufbolde noch weitere vierundzwanzig Stunden in Gewahrsam zu behalten, bis die Ärzte sicher sein konnten, dass der Verletzte vollständig genesen würde. Dann verließ Rutledge das Revier.

Er hatte den starken Verdacht, dass Bowles ihn aus reiner Schikane nach Brixton geschickt hatte, und diese Vermutung wurde durch Sergeant Davies' mitfühlendes Grinsen bestätigt, als er wieder im Yard eintraf.

»Fruchtlose Bemühungen sind im Moment an der Tagesordnung, Sir. Inspector Mann ist in Canterbury, in einer ähnlichen Angelegenheit. Und Chief Inspector Ellis ist auf dem Weg nach Chichester. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Es war eben eine ziemlich ruhige Woche, und das zerrt dem alten Bowles immer an den Nerven.«

Endlich hatte er Feierabend, aber Rutledge war zu müde, um nach Hause zu gehen, außerdem war er so verärgert, dass er ohnehin nicht zur Ruhe gekommen wäre. Stattdessen lief er ziellos durch die Straßen in der Hoffnung, seine schlechte Laune durch Bewegung zu vertreiben. Doch an jeder Straßenecke war Hamish da.

Das abnehmende Licht des Sommertags wechselte von Opal zu Rosa zu Lavendel, dann wurde es dunkel, und über der Themse zeigten sich die ersten Sterne. Fußgänger und Fahrzeuge verschwanden langsam von den Straßen, bis er schließlich nur noch vom Geräusch seiner eigenen Schritte begleitet wurde.

Irgendwann fiel ihm ein, dass sich heute sein Eintritt beim Yard zum ersten Mal jährte. Vor einem Jahr ...

Es waren zwölf lange und schwierige Monate gewesen.

Er hatte jetzt den Anfang der Westminster Bridge erreicht und ging ein Stück an der Brüstung entlang, dann stützte er sich auf den Ellbogen und sah auf das schwarze Wasser, das weit unten strudelte, fasziniert davon, wie es anschwell und sich durch die Brückenbögen drängte, die unnachgiebig standen und es aufhalten wollten.

Unwillkürlich kam ihm der Gedanke, dass das vergangene Jahr irgendwie vergleichbar war mit diesem Kampf zwischen Fluss und Stein. Der unerbittliche Stein war seine Vergangenheit, die unverrückbar im Strom seiner Tage verankert war, die den Strom bei jeder Bewegung behinderte, seine Pläne durchkreuzte und ihn in eine neue Richtung zwang.

Hamish sagte: »Du kannst nicht kündigen. Du weißt genau, es würde keine zwei Wochen dauern, ehe du wieder in deine sinnlose Verzweiflung verfallen würdest und zurück in die Klinik müsstest.«

Er hatte recht. Mit diesem Gefühl seines Versagens könnte er nicht leben.

Ebenso wenig wie mit dieser Stimme in seinem Kopf. Hamish lag irgendwo in Frankreich begraben, daran bestand kein Zweifel. Und Gespenster gab es auch nicht. Doch es gelang ihm einfach nicht, diese Stimme zum Verstummen zu bringen. Die Arbeit war Rutledges einzige Rettung gewesen,

und er wusste, ohne sie würde er sich nur sinnlos betrinken. Also hatte Hamish gesiegt. Sein eigener Trumpf lag ganz unten in einem Koffer, sein geladener Dienstrevolver, der eher nach seinem Geschmack war, schnell, sicher, ohne Schande. In Frankreich hatte er gelernt, dass ein guter Soldat sich immer eine sichere Rückzugsmöglichkeit offen hält.

Mehr oder weniger unbewusst hatte Rutledge die Schritte der Vorübergehenden hinter sich gehört, ein Mann auf Krücken, eine Frau in Schuhen, die für ihre müden Füße zu eng schienen, ein Hund, der zielstrebig auf die andere Seite der Brücke zurücktrabte. Aber er hörte nicht, wie sich leise jemand an ihn heranschlich, halb verborgen von den Lampen, die wie dunkle Inseln wirkten.

Hamish sagte: »Vorsicht!«, und Rutledge wollte sich gerade umdrehen, als er spürte, wie etwas Spitzes in seinen Rücken gedrückt wurde.

Eine vermummte Stimme sagte: »Geld her. Und Wert-sachen. Schnell, wenn du am Leben bleiben willst.«

Rutledge hätte lachen können. Stattdessen sagte er leise: »Meine Uhr gebe ich dir nicht. Die gehörte meinem Vater. Aber du kannst alles Geld haben, was du in meinen Taschen findest.«

Der Druck auf das Messer wurde erhöht, und er merkte, wie etwas an seinem Hemd zerrte.

Der Mann sagte: »Ich hab doch gesagt ...!« Seine Stimme klang ängstlich und nervös.

Und Nervosität konnte zum Töten verleiten.

Rutledge überlegte einen Moment. Dann sagte er, ohne seinen Ton zu verändern: »Ich habe auf der anderen Seite einen Constable gesehen. Der wird gleich hier sein.«

»Du lügst. Er ist in die andere Richtung gegangen.«

Hamish sagte: »Pass auf. Er ist noch sehr jung.«

Auch das konnte »unberechenbar und tödlich« bedeuten.

Rutledge sagte: »Du willst dir doch keinen Mord aufladen. Nimm das Geld, das ich dir angeboten habe. Die linke Tasche. Ich werde dich nicht hindern. Wie heißt du eigentlich?«

»Ich bring dich um. Du wirst schon sehen.« Er drückte das Messer tiefer, und es verletzte seine Haut. Rutledge spürte, wie etwas Blut langsam an seinem Rücken herunterlief.

»Es ist mir egal, ob du das tust. Ich war im Krieg, mein Junge, und ich habe keine Angst vor dem Sterben. Aber meine Uhr gebe ich dir nicht. Lieber werfe ich sie in die Themse, das kannst du mir glauben.«

Er roch die Angst des Mannes hinter sich und hörte auf die Geräusche der Fahrzeuge, die auf die Brücke einbogen. »Wie heißt du?«

Ein kurzes Zögern. Dann: »Billy.«

Rutledge bezweifelte, dass das sein richtiger Name war, aber es genügte.

Hamish warnte: »Sei vorsichtig. Hier ist weit und breit kein Mensch.«

Noch während er sprach, schlug Big Ben hinter ihm ein Uhr.

Rutledge versuchte, vernünftig mit seinem Angreifer zu sprechen. »Eigentlich willst du das doch gar nicht, Billy. Ich könnte dir helfen, Arbeit zu finden, wenn das dein Problem ist, das verspreche ich dir.« Unten klatschte etwas aufs Wasser, und er machte sich das Geräusch zunutze. »Das Nächste ist meine Uhr«, sagte er. »Ich werde dich auch nicht der Polizei melden, wenn du mir jetzt dein Messer gibst.«

An dem Druck der Klinge auf seinem Rücken spürte er die Unsicherheit des Jungen. Er merkte auch, wie er versuchte, sich umzudrehen, um beide Seiten der Brücke nach etwaigen Zeugen abzusuchen. Dann verstärkte er den Druck.

Es war höchste Zeit.

Ehe sein Angreifer sein Gewicht verlagern und mit dem Messer zustoßen konnte, fuhr Rutledge herum, packte Billys Arm mit eisernem Griff und drehte ihn mit einer Bewegung nach hinten. Mit der anderen Hand griff er nach dem Messer. Der Junge stieß einen erschrockenen Schrei aus, aber Rutledge hatte die schnellen Reflexe des Jugendlichen unterschätzt.

Das Messer blitzte auf und kam unkontrolliert auf Rutledges Gesicht zu. Als er es abwehren und nach unten drücken wollte, drang es durch seinen Mantel und in seinen rechten Arm, denn Billy kämpfte jetzt mit der Kraft der Verzweiflung.

Rutledge fluchte. Er drückte seinen Angreifer so rabiat gegen die Brüstung, dass diesem einen Moment lang die Luft wegblieb. Im selben Moment packte Rutledge das Handgelenk mit dem Messer. Billy bog die Hand und plötzlich wirbelte das Messer durch die Luft und blitzte im Schein der Laterne auf, ehe es scheppernd zu Boden fiel. Rutledge stieß es mit dem Fuß außer Reichweite, dann konzentrierte er sich darauf, den Jungen zu überwältigen, indem er ihn allmählich immer weiter nach hinten drückte, bis er den Kampf aufgab.

Er wollte gerade nach der Mütze greifen, die Billys Gesicht halb verdeckte, als er die Trillerpfeife eines Constables und den schweren Tritt von Dienststiefeln hörte, die über die Brücke gepoltert kamen.

Erschrocken ließ er die Mütze los.

»Was ist hier los!«, rief der Constable, als er näher kam und die beiden Männer und das Messer sah, das etwa zwei Meter entfernt am Boden lag. Aus seiner Sicht schien Rutledge der Angreifer zu sein, und der Junge wusste diesen Vorteil zu nutzen.

Er schrie: »Helfen Sie mir – er will mich umbringen. Lassen Sie ihn nicht ...«

Und schon war der Constable da, er packte Rutledge bei der Schulter und zerrte ihn von seinem Opfer weg. Zum ersten Mal sah Rutledge das gerötete und verängstigte Gesicht des Jungen, der vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahre sein mochte, seiner Größe nach zu urteilen, aber höchstens sechzehn sein konnte.

Der Constable packte Rutledges blutenden Arm, ließ ihn aber sofort wieder los.

»Was hat das zu bedeuten?«, wollte er wissen und trat etwas zurück. Er war mittleren Alters und mager, und im Licht der Laterne, die sich in seinem Helm widerspiegelte, wirkte er größer als er war. »Gehört das Messer dir oder ihm?«, fragte er den Jungen.

Rutledge hatte für den Bruchteil einer Sekunde gezögert, doch es genügte Billy, um sich aus dessen Griff zu befreien und wie ein gejagtes Tier über die Brücke zu fliehen. Der Constable sah erst ihn an, dann Rutledge, der schnell sagte: »Ich bin von Scotland Yard. Inspector Rutledge. Folgen Sie ihm, Mann!«

Doch es war zu spät. Bis der Constable sich besonnen hatte und hinter dem Verdächtigen herlief, war dieser um den Brückenpfeiler herum und auf der anderen Seite des Flusses in der Dunkelheit verschwunden.

Schwer atmend kam der Constable zurück, wo er Rutledge auf der Mitte der Brücke traf. »Es tut mir leid, Sir ...«

»Mir auch. Sein nächstes Opfer hat vielleicht nicht so viel Glück.« Er gab dem Constable eine Beschreibung des Jungen, einschließlich des falschen Namens und fügte hinzu: »Er hat große Angst, deshalb könnte er gefährlich sein.«

»Ich habe ihn nicht aus der Nähe gesehen«, gab der Cons-

table zu. »Aber ich werde dafür sorgen, dass es weitergegeben wird.« Er deutete auf Rutledges Arm. »Sie sollten damit zum Arzt gehen, Sir.«

Die Wunde fing jetzt an zu schmerzen. Rutledge warnte ihn: »Möglicherweise sucht er sich nicht immer diese Brücke aus.«

»Ja, Sir, ich verstehe.« Er schüttelte den Kopf, als er das Messer aufhob. »Schade. Kein Hinweis darauf, wo es herkommt. Ganz gewöhnliches Messer.« Er fuhr mit dem Finger über die Klinge. »Aber scharf genug, um ein Huhn zu schlachten.«

»Ich komme morgen auf die Wache und mache meine Aussage«, sagte Rutledge. »Woher sind Sie? Und wie ist Ihr Name?«

»Polizeiwache Lambeth. Constable Bishop, Sir.« Er wagte ein leichtes Grinsen und fügte hinzu, was offenbar ein alter Witz war: »Obwohl es in meiner Familie, soweit ich weiß, keine Bischöfe gibt.«

Rutledge erwiderte das Lächeln nicht. Er nickte und ging dorthin zurück, wo er sein Automobil geparkt hatte. Das Blut, das an seinem Arm und über die Hand lief, hinterließ eine deutliche Spur, und zynisch dachte er, dass es schade war, dass der Junge sich nicht stattdessen in den Arm geschnitten hatte.

Dr. Lonsdale, der auf sein Klingeln an der Tür erschien, trug seinen Morgenmantel und band sich noch den Gürtel.

»Kann das nicht bis morgen früh warten?« Dann bemerkte er den dunklen Fleck auf Rutledges Ärmel. »Dann kommen Sie mal rein«, sagte er und führte Rutledge in sein Sprechzimmer.

»Es ist nicht tief«, sagte der Arzt, als er die Wunde verbun-

den hatte und sich die Hände wusch. »Aber es wird ein paar Tage ziemlich wehtun. Seien Sie vorsichtig, was Sie mit dem Arm machen.« Er war es gewohnt, Männer vom Yard zu verarzten, und fügte hinzu: »Vorausgesetzt natürlich, dass Sie von dem Messer keine Infektion bekommen.«

Ein guter Rat. Am nächsten Morgen tat der Arm zwar weh und fühlte sich schwer an, aber Rutledge meldete sich beim Yard, wo die Nachricht von dem Überfall ihm schon vorausgeeilt war.

Als er Bowles im Korridor begegnete, sagte dieser: »Constable Walker meldete, dass in der Lambeth Road letzte Woche ein Junge versuchte, einen Arzt auszurauben, der von einer Wöchnerin kam. Doch dann kam jemand dazu, und der Junge rannte davon. Die Beschreibung ist Ihrem Jungen ähnlich. Er behauptete, er habe ein Messer, aber weder der Arzt noch sein Retter haben es gesehen.«

»Also war ich nicht das erste Opfer.« Das waren keine guten Neuigkeiten.

»Nein, es hat südlich der Themse eine Reihe von Überfällen mit vorgehaltenem Messer gegeben, aber die meisten Opfer händigen ihr Geld aus, ohne Schwierigkeiten zu machen. Sie und der Arzt haben sich gewehrt. Was haben Sie überhaupt um diese Zeit auf der Brücke gemacht?«

»Gute Frage«, sagte Rutledge kurz. Und dann, weil er sah, dass Bowles eine Antwort erwartete, fuhr er fort: »Ich habe über Zukunftspläne nachgedacht.«

»Ein ziemlich verrückter Ort, um vor sich hin zu träumen«, bemerkte Bowles. »Was macht Ihr Arm?«

»Es geht.«

Bowles brummte. »Dr. Lonsdale erzählt mir etwas anderes. Sie werden ein paar Tage leichten Dienst versehen.« Er reichte Rutledge einen Stapel mit Akten, die er in der Hand

hatte. »Inspector Mickelson ist mit seinem Papierkram im Rückstand. Sie können ihm ein bisschen helfen.«

Damit dreht er sich um und ging.

Rutledge stand noch zehn Sekunden da, dann ging er mit großen Schritten in sein Büro. Sein Gesicht war düster.

Lonsdale hatte nichts von leichtem Dienst gesagt. Dies war die Strafe dafür, dass er seinen Angreifer nicht festgenommen hatte, und Mickelsons Papierkram war gerade das richtige Mittel, um ihm das mehr als deutlich zu machen.

6.

Jenny Teller erwachte aus tiefem Schlaf, leicht desorientiert. Sie setzte sich im Bett auf und sah sich verwirrt um. Dies war nicht die Klinik – aber was machte sie dann hier? Und was war das für ein durchdringendes Geräusch, das von irgendwoher kam?

Ein Telefon.

Sie war in Edwins Haus, stellte sie fest, während sie eine Haarsträhne aus dem Gesicht strich. Und dies war das Schlafzimmer, das sie und Walter immer benutzten, wenn sie in London waren.

Das Telefon klingelte noch immer. Sollte sie rangehen?

Sie rieb sich das Gesicht mit den Händen und versuchte, sich zu besinnen. Sie hatte nicht geahnt, wie erschöpft sie gewesen war. In der Klinik waren alle sehr nett zu ihr gewesen, aber in ihrer Sorge um Walter hatte sie dort keinen Schlaf finden können, bis auf ein kurzes Nickerchen hin und wieder, wenn er zur Untersuchung bei einem Arzt war oder selbst schlief. Warum hatte sich sein Zustand noch nicht gebessert? Warum weigerte er sich zu sprechen, sie anzusehen und sogar zu essen? Warum konnten die Ärzte nichts unternehmen?

Jetzt erinnerte sie sich: Amy und Edwin hatten sie überredet mitzukommen, um sich ein paar Stunden auszuruhen. Walter schlief, und es würde ihr guttun. Und sie würden sie rechtzeitig zurückbringen, sodass sie mit ihm zu Abend essen könnte.

O Gott, hatte man sie verschlafen lassen? Aber nein, durch

die Vorhänge flutete Sonnenlicht und warf helle Flecken auf den lila Teppich. Es konnte nicht später sein als fünf Uhr, vielleicht halb sechs.

Das Telefon hatte aufgehört zu klingeln.

Sie lehnte sich in die Kopfkissen zurück, ein Teil von ihr sehnte sich danach, noch etwas länger zu schlafen, der andere Teil fühlte sich schuldbewusst, weil sie die Klinik, wenn auch nur für kurze Zeit, verlassen hatte.

Es klopfte, und sie rief: »Komm herein, Amy. Ich bin wach.«

Aber es war Rose, die Haushälterin.

»Entschuldigen Sie die Störung, Mrs. Teller, aber da ist jemand am Telefon, der Sie sprechen möchte.«

»Wer ist es?« Sie schwang die Füße aus dem Bett und schlüpfte in ihre Schuhe. »Meine Schwester?«

»Es ist die Klinik, Mrs. Teller. Ich habe gesagt, dass Sie schlafen, aber sie meinten, es sei dringend.«

Sie rannte an Rose vorbei und stolperte beinahe über die offenen Schnürsenkel, als sie die Treppe hinunterlief. An der Tür zur Telefonkabine blieb sie kurz stehen, um zu Atem zu kommen, dann ergriff sie den Hörer und trat dicht vor das Mundstück. »Hier ist Mrs. Teller.«

Sie hörte zu, ihr Mund war so trocken, dass sie kaum sprechen konnte.

»Ich komme. Ich fahre sofort los.«

Sie hängte den Hörer auf und rief: »Edwin? Wo bist du?«

Am Ende des Flurs öffnete sich die Tür seines Arbeitszimmers. Sie rannte zu ihm, doch zu ihrer Überraschung sah sie, dass hier die gesamte Familie versammelt war. Natürlich Amy; dann Peter und seine Frau; und Letitia, die Schwester der drei Brüder, und alle sahen sie besorgt an, als wüssten sie es bereits.

Aber natürlich konnten sie es nicht wissen. Sie hatte es ja selbst gerade erst erfahren.

»Es geht um Walter«, brach es aus ihr heraus, aber mehr konnte sie nicht sagen, denn wenn sie es aussprach, wäre es vielleicht wahr, also sagte sie nur: »O bitte, beeilt euch, wir müssen sofort zu ihm!«

Einen Moment war es totenstill im Zimmer, dann setzten sich alle gleichzeitig in Bewegung, und irgendjemand, vielleicht war es Amy, kniete am Boden und band ihr die Schnürsenkel.

Sie stand da und wartete, dass die Autos vorfahren würden, sie zählte die Sekunden und konnte keine Frage beantworten. Sie hatte nur den einen Gedanken: Was sollte sie Harry sagen, wie sollte sie es ihm erklären?

7.

Es war Feierabend, und Rutledge hatte gerade sein Büro verlassen, als er Bowles in die Arme lief.

Chief Superintendent Bowles scheuchte ihn zurück in sein Büro und betrachtete missbilligend den Stapel Akten auf dem Schreibtisch.

»Es gibt einen neuen Fall«, sagte er, indem er sich auf den Stuhl setzte, sodass Rutledge nichts anderes übrig blieb, als sich wieder hinter seinen Schreibtisch zu setzen.

»Walter Teller ist verschwunden«, fuhr er fort, als müsste dieser Name Rutledge etwas bedeuten. »Teller. Der 1914 dieses Buch geschrieben hat, über das Leben eines Missionars in Übersee.«

Rutledge kannte das Buch. Es hatte damals großes Lob geerntet, aber als es erschienen war, war er gerade im Begriff gewesen, nach Frankreich zu seinem Regiment aufzubrechen. Er hatte keine Zeit gehabt, es zu lesen, und er hätte jetzt auch Mühe gehabt, den Namen des Verfassers zu nennen.

»Verschwunden? Der ist doch in Westafrika, oder?«, fragte er, als ihm eine unbestimmte Erinnerung kam.

»Nein, Gott sei Dank nicht. Hier in London. Er war zur Behandlung in der Belvedere-Klinik. Ein nervöses Leiden, soweit ich Sergeant Biggin verstanden habe. Sie haben das Gebäude von oben bis unten durchsucht, aber es fehlt jede Spur von ihm. Sogar in der Leichenhalle haben sie nachgesehen. Bisschen makaber, aber dafür gründlich.«

»Sergeant Biggin ist ein guter Mann.«

»Ja, ja. Aber das hier ist eine Sache für den Yard. Wichtiger Mann, wir müssen zeigen, dass wir die Sache im Griff haben, schnelle Ergebnisse und so weiter, Sie wissen schon.«

Rutledge wusste, was Bowles meinte. Diesmal würde er es nicht versäumen, den Gesuchten mitzubringen.

»Noch etwas. Die Familie muss unbedingt mit äußerster Rücksicht behandelt werden. Die machen sich natürlich große Sorgen. Halten Sie sie auf dem Laufenden.«

»Wer hat es zuerst gemeldet? Die Familie oder die Klinik? Und wann?«

»Die Klinik. Vor einer Stunde. Sie haben jemanden aufs nächste Polizeirevier geschickt. Und als Sergeant Biggin klar wurde, um wen es sich handelt, hat er uns benachrichtigt. Womit er sehr klug gehandelt hat.«

Bowles stand auf und fing an, in dem kleinen Büro auf und ab zu gehen. »Also, die Klinik hat es der Polizei gemeldet, und Sergeant Biggin ist hingefahren, um an Ort und Stelle nachzusehen, dann hat er uns kontaktiert. Es heißt, dass Teller aus Essex, wo er wohnt, nach London gekommen ist, um etwas bei seiner Bank zu erledigen. Es ging um seinen Sohn, der demnächst nach Harrow kommt. Auf dem Heimweg entwickelte er dann plötzlich irgendwelche Symptome. Sein Arzt, ein Mann namens Fielding, hat ihn ins Belvedere geschickt, damit die Ärzte dort ihn sich ansehen.«

Rutledge nickte. »Die haben einen guten Ruf.«

»Das war letzte Woche. Und laut Biggin stellte sich bei Teller keine Besserung ein, im Gegenteil, die Lähmungserscheinungen, unter denen er litt, verstärkten sich noch. Und dann muss alles plötzlich wie weggeblasen gewesen sein, denn heute Nachmittag zog Teller sich an und verließ ohne Hilfe die Klinik. Der Portier dort bemerkte es aber nicht. Also haben sie die Klinik durchsucht, die Polizei benachrichtigt und

Mrs. Teller Bescheid gesagt. Sie hatte sich gerade im Haus ihres Schwagers in der Marlborough Street etwas hingelegt, aber die ganze Familie ist sofort zur Klinik gefahren.«

Diese ausführliche Instruktion zeigte, dass Bowles ein persönliches Interesse an dem Fall hatte.

»Mehr kann ich Ihnen dazu nicht sagen.« Bowles wandte sich zum Gehen. »Mein Kompliment an Mrs. Teller. Wir werden alles tun, was in unserer Macht steht, um diese Sache zu einem glücklichen Ende zu bringen.« Er nickte kurz und verschwand.

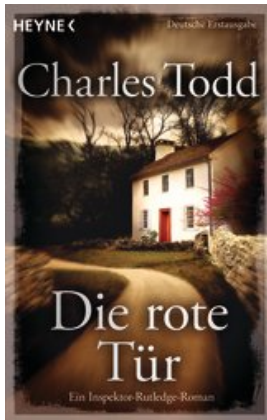
Rutledge blieb einen Augenblick sitzen. Es geschah nicht oft, dass Scotland Yard sich mit Vermisstenmeldungen befasste, es sei denn, die Vermissten wurden tot aufgefunden, und ihr Tod warf Fragen auf. Oder es handelte sich um eine wichtige oder bekannte Persönlichkeit. Viele der Fälle fanden ihren traurigen Abschluss dadurch, dass man die Leiche flussabwärts aus der Themse zog, bei anderen folgte ein Mordprozess. Rutledge hatte das unbestimmte Gefühl, dass Tellers Verschwinden nichts damit zu tun hatte.

Aber irgendetwas hatte den Mann bewogen, sein Krankenbett zu verlassen. Und diese verwirrende Tatsache reizte ihn.

»Es ist dir doch klar«, bemerkte Hamish, »dass dein aufgeblasener Chief Superintendent einen Schuldigen braucht.«

Plötzlich steckte Bowles noch einmal seinen Kopf durch die Tür.

»Gut, dass Sie noch da sind«, sagte er. »Nur noch eine Sache, die Sie im Kopf behalten sollten. Teller hat lange Jahre in Afrika Dienst gemacht. Wir können nicht wissen, ob er nicht mit irgendeiner unbekanntem Seuche durch die Stadt irrt. Das gäbe einen ziemlichen Aufruhr. Vielleicht ist das der Grund, warum seine Ärzte sich mit der Diagnose so bedeckt halten.«



Charles Todd

Die rote Tür

Ein Inspektor-Rutledge-Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-43604-6

Heyne

Erscheinungstermin: November 2012

Lancashire, Juni 1920: In einem Haus mit einer roten Tür liegt die Leiche einer erschlagenen Frau. Gerüchten zufolge hat sie die Tür vor zwei Jahren rot gestrichen, um damit die Rückkehr ihres Mannes aus dem Ersten Weltkrieg zu feiern. Doch ihr Mann kehrte nicht wieder. In der Zwischenzeit verschwindet in London ein Mann, der an einer seltsamen Krankheit leidet, und taucht ebenso unerwartet wieder auf. Besteht zwischen den Vorkommnissen eine Verbindung? Inspektor Rutledge von Scotland Yard muss mehr als ein Rätsel lösen, bevor der skrupellose Mörder zur Rechenschaft gezogen werden kann.